

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Levi, Mario

Wo wart ihr, als die Finsternis hereinbrach

Roman

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42226-7

Mario Levi

Wo wart ihr, als die Finsternis
hereinbrach? *Roman*

Aus dem Türkischen von
Barbara und Hüseyin Yurtdas

Suhrkamp Verlag

Originaltitel: *Karanlık Çökerken Neredeydiniz*
Die türkische Originalausgabe erschien 2009
bei Doğan Kitap, Istanbul.

Für die vorliegende deutsche Fassung
wurde der Text in Zusammenarbeit mit dem Autor
leicht überarbeitet und gekürzt.

Für die Förderung der Übersetzung danken wir
dem Türkischen Ministerium für Kultur.

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2011

© Mario Levi

© Kalem Literary Agency

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42226-7

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Wo wart ihr, als die Finsternis hereinbrach?

Gewidmet der Generation der 78er, die daran geglaubt hat,
daß dieses Land verändert werden kann ...
Wegen der Lauterkeit der Proteste ...*

Mein Dank gilt Yuda Siliki, Kemal Sayar, Kâmil Kasacı, Mete Akoğuz, Ece Erdoğan sowie den Straßen dieser Stadt, ihrer Geschichte, ihren Kränkungen, ihren Liedern und Gedichten, die mich zu dem Menschen gemacht haben, der ich bin . . .

Der Gang in die Hölle

Jahrelang verfolgte mich ein Traum in seiner ganzen Unerbittlichkeit ... Doch es dauerte sehr lange, ehe ich soweit war, zu erkennen, was der Traum mir sagen wollte. Auch jetzt bin ich mir noch nicht sicher, inwiefern mir das gelungen ist. Inzwischen hallen nur noch die Stimmen und das Gelächter in mir nach. Der unvergeßliche Bösewicht aus Cowboyfilmen, Lee Van Cleef, in seiner schwarzen Kleidung mit dem langen Jackett schaute mich mit seinen Adleraugen und einem unheilverkündenden Grinsen an, das eine seiner Bosheiten ankündigte; mit seiner langläufigen Pistole schoß er gerade meinem Vater, der ein wenig von mir entfernt stand, in die Stirn. Noch immer habe ich vor Augen, wie mein Vater schmerzhaft getroffen zusammenbricht und sich mitten auf seiner Stirn ein rotes Loch auftut. Wo befanden wir uns? ... Warum waren wir dorthin gekommen? ... Was wurde von mir verlangt oder erwartet? ... Der Ort glich einem der Strände meiner Kindheit. Doch gleichzeitig war es totenstill wie in einem Horrorfilm. Womöglich war es ganz früh am Morgen. Die passende Zeit für eine Hinrichtung. Auf dem unendlich ausgedehnten Strand waren nur vereinzelt Menschen. Sie saßen weit voneinander entfernt. Ich erinnere mich, daß mich ein Mann quasi mißbilligend ansah, mich verächtlich, ja sogar lächerlich zu finden schien. Und auch an eine ältere Dame mit vom Sonnenbrand ziemlich gespannter Haut erinnere ich mich. Sie ähnelte einer Freundin meiner Großmutter mütterlicherseits, mit der sie sich an bestimmten Wochentagen zum Conquen-Spielen traf. Sie stand auf und sagte mit Blick

auf meinen am Boden liegenden Vater bestürzt: »On l'a tué le pauvre.« (Man hat den Armen getötet.) Die Frau achtete nicht auf mich. Es war auch nicht klar, an wen in jener unendlichen Leere sie diese Worte richtete. Etwas weiter abseits saßen noch drei Männer und unterhielten sich lachend. Als hätten sie von dem Vorfall weder etwas gehört noch gesehen. Ich jedoch stand daneben. Ich schaute ängstlich, aber mit dem Versuch eines Lächelns den immer noch grinsenden Lee Van Cleef an, der den Rauch von der Mündung seiner Pistole wegpustete. Das war alles . . . Danach wachte ich auf . . .

Den Traum habe ich vor zehn Jahren geträumt. Damals war mein Vater schon lange gestorben. Anfangs konnte ich keinen Sinn darin erkennen, warum ich ihn zum ersten Mal nach all den Jahren in einer solchen Situation sah. Dann habe ich verstanden. Eigentlich war ich es selbst, der den Mord verübte. Aber weil ich das selbst natürlich nicht fertigbrachte, habe ich diesen Menschen, dessen Anwesenheit ich noch in späteren Jahren bei jedem Schritt, den ich tat oder unterließ, spürte, durch den ärgsten Bösewicht töten lassen, den ich mir vorstellen konnte. Dieser Bösewicht war einer von den Filmhelden, die uns in weit zurückliegenden Zeiten in den gemeinsam angeschauten Filmen am meisten beeindruckt hatten. Wieviel Zeit lag dazwischen, wie viele Menschen . . . Wie viele Gefühle, wie viele Worte, wie viele Bilder . . . Ich hatte Angst, wieder einmal Angst. Ich fürchtete mich aufzufallen, »allzu-sehr« wahrgenommen zu werden . . . Ich kam ja aus einer Geschichte voll tiefgehender Bedrohungen, die mich diese Angst spüren ließen und mein Schweigen erwarteten und nährten . . . Diese Geschichte, die mich ohne mein Zutun umging, war gleichzeitig die Geschichte meiner Einsamkeit, die ich zwangsläufig durch meine eigenen Schritte gestaltet hatte. Es war die Geschichte, die mich an meine ganz privaten Dunkelheiten erinnerte, an meine Sexualität, an mein Gesicht, das ich jahrelang nicht im Spiegel sehen mochte, und es war außerdem die

Geschichte meiner Sprachen, durch die ich mich selbst kennengelernt hatte, die Geschichte meines Landes und meiner alten Stadt ... Warum waren jene weiter entfernten Männer wohl dem Mord gegenüber derart unbeteiligt geblieben? ... Wieso hatte die Dame auf diese ›fremdartige‹ Weise reagiert? ... Und was war mit dem Mann, der mich geradezu verurteilend angeblickt hatte? ... Wer war dieser Mann? ... War er eine der Gestalten aus meiner Hölle, die ich mir durch meine Isolierung geschaffen hatte, eine der Personen, die ich mir in verschiedenen Abschnitten meines Lebens in unterschiedlichem Gewand vorgestellt hatte, die mich mit ihren Drohungen stets irgendwie zurückhielten und die ich unausweichlich wie Feinde wahrnahm, erlebte? ... War ich vielleicht selbst dieser Mann? ... Diese Fragen hätten mich wiederum zu ganz anderen, unerwarteten Fragen und Möglichkeiten führen können. Doch ich konnte sie nicht weiterverfolgen. Dieser Mord reichte mir. Endlich war es mir gelungen, meinen Vater zu töten ...

Am Morgen nach dem Traum erinnerte ich mich nicht nur an bestimmte Momente mit Vater in manchen Szenen in seinem Laden, der für ihn fast so etwas wie ein Tempel gewesen war, sondern auch an seine Worte, die sich im Laufe der Jahre tief in mir eingegraben hatten: »Du wirst mal ein Nichtsnutz werden!« ... Wenn ich über die Werte nachdachte, auf die er sein Leben gegründet hatte, sollte es mir eigentlich nicht viel ausmachen, von ihm als Nichtsnutz angesehen zu werden. Vielmehr rechtfertigte es sogar noch meine Protesthaltung, wenigstens in meinen Augen, wenn eine derartige Lebensweise für mich als passend angesehen wurde. Um den Geschmack dieses Protests bis zuletzt auszukosten, brauchte ich neben diesen Worten auch das Gefühl des Abgelehntwerdens, um noch mehr an mich zu glauben ... Doch wenn ich die Sache unter einem anderen Aspekt betrachtete, war ich unweigerlich aufs neue konfrontiert mit der Wunde, die mir das Gefühl

meiner Bedeutungslosigkeit geschlagen hatte. Das war es, womit ich nicht fertig wurde: für bedeutungslos zu gelten ... Wahrscheinlich war es das, was mich lange Zeit am meisten geschmerzt hat. Wer möchte nicht auf irgendeine Weise Gehör finden?

Ich hatte die Universität gerade abgeschlossen und tat alles in meiner Macht Stehende, das Leben zurückzuweisen, das man mir bieten oder besser gesagt aufzwingen wollte. Nachgeben bedeutete ungefähr soviel wie in den Tod einwilligen. Es bedeutete, besiegt zu werden, klein beizugeben und – am schlimmsten – sich auszusöhnen ... Das erlaubten damals weder meine Gefühle noch meine politischen Überzeugungen ... Denn unsere Zeit damals bezog ihre Kraft aus dem Geist des Wandels, ja des Umsturzes ... So verkaufte ich zum Beispiel als Zeichen des Widerstands die Goldstücke, die ich zu meiner Bar-Mitzwa geschenkt bekommen hatte und die zu Hause in einer Schublade in einem schwarzen Samtbeutel sorgfältig für ›bedeutsame Tage‹ aufbewahrt wurden. Mit diesem Geld in der Tasche ging ich, unter dem Vorwand, mein Studium fortzusetzen, nach London, wo ich mich herumtrieb, wie es mein Vater von mir erwartete, mich mit irgendwelchen Phantasien selbst betrügend. Meine Eltern hatten sich sehr dagegen gewehrt, das Gold zu verkaufen. Doch gerade dieser Widerstand reizte mich. Einerseits wollte ich ihnen weh tun, andererseits das Gefühl erleben, mich ohne die Unterstützung meines Vaters auf und davon zu machen. Und ich wollte ihnen sagen, daß jene Tage für mich ›bedeutsamst‹ waren, mit anderen Worten, daß ich sehr glaubwürdige Motive hatte, an deren Berechtigung ich glaubte. So fanden sie kaum noch Einwände dagegen. Außerdem kam sowieso nicht viel Geld zusammen; nach meinen Berechnungen konnte ich damit in dieser Stadt, wo nicht nur Fakten, sondern auch Illusionen sehr teuer gehandelt wurden, lediglich sechs Monate auskommen. Danach ... Von dem, was danach kam, konn-

te man lediglich träumen und die Erregung genießen, die aus diesem Traum erwuchs. Wenn mein Geld fast verbraucht wäre, würde ich mich einem unbekanntem Abenteuer überlassen, und in der Hoffnung, irgendwie durchzukommen, würde ich diverse Jobs annehmen als Kellner, Tellerwäscher, Putzkraft im Hotel oder als Kassierer in Supermärkten, die nachts geöffnet hatten, ohne darauf zu schauen, ob sie in arabischer Hand waren oder nicht. So würde ich mein Auskommen sichern und beweisen, daß ich in der Fremde auf eigenen Füßen stehen konnte, und wenn es soweit war, würde ich zurückkehren mit dem Gefühl des Sieges, das ich so nötig hatte . . . Wann das soweit sein sollte, wußte ich nicht. Vielleicht würde ich auch gar nicht zurückkehren. Schließlich war ich ja wie viele meiner ›Nächsten‹ von dem brennenden Wunsch be-seelt, viele Werte abzulehnen, und ich liebte aus ganzer Seele den Kampf, in den mich dieser Wunsch verstrickte . . . Doch nach einigen Monaten merkte ich, daß ich eine falsche Entscheidung getroffen hatte. Die Tatsachen waren ziemlich entmutigend. An der London School of Economics, wo ich an einem Zertifizierungskurs teilnahm, gab es so viele Lehrkräfte, die sich selbst und ihre Kenntnisse wichtig nahmen, daß ich unter Druck geriet. Mit dem wenigen Geld, das ich in den von Zyperntürken geführten Restaurants verdienen konnte, würde es mir nicht möglich sein, aus dem Leben meines Vaters zu verschwinden. Zudem erlebte ich noch andere Enttäuschungen. Das England, das ich erleben mußte, war nicht nur das Land jener schönen Häuser mit Gärten. Außerdem sprach in diesem Land nicht jeder ein gutes Englisch, und unglückliche, frustrierte Menschen gab es mehr, als ich erwartet hatte. Das konnte man in der Londoner Metro leicht beobachten. Der Westen, den ich dort sah, war erschöpft und mitleidlos, ein hinter seinen Lichtern verborgener, sehr finsterer Westen. Ein Westen, der seine Fremden zermalmte und auf unterschiedliche Weise umbrachte . . . Das war eine der größ-

ten Krisen meines Lebens. Gleichzeitig erkannte ich plötzlich, daß ich nicht ohne Istanbul würde leben können . . . Nun gut . . . Auch diese tiefe Enttäuschung, die mir zugleich eine radikale Selbsterkenntnis bescherte, liegt inzwischen lange zurück. Damals bin ich heimgekehrt. Oder bin ich ein weiteres Mal geflohen? Es schien, als hätte ich in London einen Traum zurückgelassen, der sich aus Lügen nährte. Als hätte ich irgendwo eine Chance begraben . . . Jedoch ohne zu verstehen, was ich wie ermordet hatte . . . Und ohne eine Ahnung davon, wie teuer mich dieser stille, lautlose Mord einmal zu stehen kommen würde . . . Damals war ich noch weit entfernt von der Begegnung und dem Konflikt, der mein Leben von Grund auf erschüttern sollte.

Über meine Rückkehr freuten sich die Daheimgebliebenen in unterschiedlicher Weise. Natürlich konnte ich mich dieser Freude unmöglich anschließen. Meine Mutter wiederholte un-aufhörlich, daß ihre Gebete erhört worden seien, mich mit einem Mädchen ›von hier‹ und ›aus unseren Kreisen‹ zu verheiraten, und sie versuchte nach Kräften, mich, der ich nun auch dieses Abenteuer unversehrt und ohne Schaden überstanden hatte, in ihre eigene Welt hineinzuziehen, in ein Leben, das sie für das richtige hielt, das in den Bahnen der Tradition geordnet ablief. Zweifellos verband sie mit diesen Worten keinerlei schlimme Absicht. Ich jedoch hätte sie aus dem Gefühl heraus, nicht wirklich wahrgenommen, akzeptiert zu werden, am liebsten geohrfeigt. Doch eigentlich war nicht sie es, die ich schlagen wollte, sondern die unverzichtbaren Werte, die sie vertrat.

Mein Vater begnügte sich damit, diesen Szenen wortlos, einfach nur lächelnd zuzuschauen. Auch er genoß natürlich seinen Sieg. Ich konnte nicht sagen, was ich in London zurückgelassen hatte. Ich wußte es selbst nicht genau. Ich fühlte nur einen tiefen Schmerz, eine Mattigkeit in mir. Auch von diesem Gefühl hätte ich ihm nichts erzählen können. Wir

konnten nichts für uns Wichtiges offen miteinander besprechen. Vielleicht bemühte ich mich deshalb in jenen Tagen, sein ›geistreiches‹ Urteil über mich als Nichtsnutz weiter zu verstärken. Kurze Zeit nach meiner Rückkehr ging ich eines Morgens zu ihm in den Laden und verkündete ihm, ich wolle ein kleines Restaurant eröffnen. Ein kleines, gemütliches, legeres Restaurant. Genau wie das Leben, das ich zu führen erträumte ... Hinter diesen Worten verbarg sich natürlich auch die Bitte um finanzielle Hilfe. Doch dieser Krämer, der jahraus jahrein Drogeriewaren hergestellt, Sommersprossennmittel, Schwefelseife, Talkumpulver, Enthaarungspaste, Präservative aus China, Brillantine und Rasierpinsel verkauft, der stets zu rechnen gewußt hatte und sich rühmte, er habe niemals einen Wechsel zu Protest gehen lassen, war unmöglich von diesem Geschäft zu überzeugen, und erst recht nicht wollte er darin investieren. Er hatte wieder einmal Gelegenheit, mich an meiner verwundbarsten Stelle zu treffen. Anstelle von Geld bekam ich Vorhaltungen, anstelle von unterstützenden Worten mußte ich mir noch einmal eine seiner wohlbekanntesten Ansprachen anhören. Wie viele Jahre ich nutzlos Wirtschaftswissenschaften studiert hätte. Für das Geschäftsleben wäre die wahre Universität sowieso die Straße. Dieses Vorhaben hätte weder Hand noch Fuß, und es käme ihm so vor, als wollte ich ihn immer nur ruinieren. Diese Reden brachte er überdies in Ladino vor. Das bedeutete, sowohl sein Zorn als auch seine Besorgnis waren echt. Immer wenn er sehr wütend war, benutzte er diese Sprache. Ebenso, wenn er sich sehr freute oder unbedingt ein Geheimnis mitteilen wollte ... Er glaubte, sich in dieser Sprache sowohl zwangloser als auch wirkungsvoller auszudrücken. Es war mir egal. Genauso wie es mir egal war, daß er mir erneut meine Nichtsnutzigkeit vorhielt. Als ich an jenem Morgen den Laden verließ, war ich nicht so sehr traurig über das, was ich gehört hatte, sondern daß ich keinen Ausweg wußte. Daß ich keinen

Ausweg wußte und daß ich immer noch den Vater zur Verwirklichung meiner Träume brauchte . . .

Diesen Konflikt hätte ich auch anders lösen können. Vielleicht hätte ich ein Leben unter härteren Bedingungen wählen können. Doch jedes Alter und jede Epoche haben ihre eigenen Realitäten. Heute kann ich diese Tatsache viel eher akzeptieren. Mit der Zeit schwenkte ich, ähnlich wie so viele, die gleich mir derartige Widerspenstigkeiten durchgemacht hatten, auf meine Art die Fahne der Kapitulation. Ich sah rechtzeitig den Abgrund, der sich vor meinen Bestrebungen auftat. Anfangs kam ich in den Laden, indem ich mir weismachte, ich könnte meine Hoffnungen für eine Weile aufschieben. Mein Vater verlangte von mir nichts weiter. Da war das Geschäft, das er praktisch aus dem Nichts begründet und mit großen Mühen aufgebaut hatte, und ich war sein einziger Sohn . . . Das war die Realität. Auch schaffte ich es, mir einzureden, wesentlich weniger kompliziert leben zu können, wenn ich mich für das entschied, was mir mein Vater seit Jahren zur Wahl stellte.

Manchmal fiel es mir schwer, mich zu erkennen und zu ertragen. Da halfen mir die Lösungen, besser gesagt die Betäubungsmittel, die mich meine Jugend finden ließ. Ich war fest davon überzeugt, noch ein sehr langes Leben vor mir zu haben, und ebenso überzeugt, mich eines Tages diesem Leben gegenüber stärker fühlen zu können. Dann würde ich auch meine Träume verwirklichen können, ohne irgendeinen anderen um Hilfe bitten zu müssen. Ich war in einem Alter, in dem ich nicht verstehen konnte, wie wichtig die Gegenwart war. Damals war es möglich, Dinge aufzuschieben. Vielleicht erlebte ich aber eine weitere Flucht. Es war eine Flucht, auf der ich mich bewußt versteckte, die aber, wie ich glauben wollte, mich stärker mit dem Leben verband. Ich steckte genau zwischen den eigenen Präferenzen und den Forderungen des Vaters. Vielleicht hatte ich meine anfängliche Kampfkraft

verloren. Vielleicht wollte ich mir auch aus jenem Gefühl der Niederlage eine Zuflucht bauen, in der ich mich sicherer fühlen konnte. Manchmal war Leid ja auch eine Art Betäubung ...

Wenn ich damals in den Laden ging, war das ganz anders als in meiner Studentenzeit. Ich wollte andere Menschen sehen. Ich wollte mir auch einreden, ich könnte mit anderen Menschen neue Spiele spielen und es überdies in diesen meinen Spielen zur Meisterschaft bringen. Die Verbindungen zu den Helden eines Spiels, das mit jedem Tag meines Lebens in weitere Ferne rückte, zu meinen Freunden, waren endgültig abgebrochen, besser gesagt, ich hatte sie abbrechen müssen. Wir hatten uns in alle Winde verstreut. Ich dachte, daß auch sie genau wie ich hofften, sich in ihrem neuen Leben eher selbst zu finden. Ich hatte seit langer Zeit nichts mehr von ihnen gehört. Ich hatte keine Ahnung, wo sie alle waren, mit wem sie zusammen waren, was sie erlebten. Offen gesagt, ich wollte es auch nicht wissen, nicht erfahren. Ich glaubte nun einmal, daß ich das Ganze nur mit so einem Bruch durchstehen konnte. Wenn man daran denkt, was wir zurückgelassen, miteinander geteilt hatten, war das schwer erklärlich. Doch hatte sich nun einmal jeder entschieden, einen Weg zu wählen und diesen alleine zu gehen. Ich zweifelte nicht, daß sie sich auch hin und wieder an mich erinnerten. Doch ich zweifelte auch nicht daran, daß sie nicht mit mir in Verbindung treten würden. Die Schauspieler der tollen Truppe, die wir die ›Schauspieltruppe‹ genannt hatten, von denen jeder einzelne mir seine eigene Geschichte hinterlassen hatte, sollten wohl nun für eine sehr lange Zeit, vielleicht sogar bis zu meinem letzten Atemzug, die Helden eines Traumspiels bleiben, das für mich niemals enden, dessen Vorhang niemals fallen würde ... Es erfüllte mich mit trauriger Freude und gab mir zugleich Kraft, wenn ich mir ausmalte, wie sie ihre anderen Leben lebten und was sie erleben würden.

Es war auch gar nicht so einfach, das Gefühl der Niederlage auszuhalten. Der Kampf war zu Ende. Es schien, als wäre ein Lastwagen über uns hinweggefahren. Wenigstens ich fühlte mich so. Es wurde wieder von einem Wandel* geredet. Doch dieser Wandel war so einschüchternd, so schmerzlich, ganz anders, als wir ihn uns einst erträumt hatten ... Trotzdem mußten wir weiterleben. Die neuen Wölfe waren mit neuem Hunger in die Stadt herabgestiegen ... Diejenigen, die das aushalten konnten, würden schon sehen, was danach kam. Diejenigen allerdings, die einen Ausweg hatten finden können, würden – soweit sie konnten – das herausholen, woran sie glaubten, was übriggeblieben war von den Kämpfen jener Menschen, dem Erbe und den Überresten, die sie nicht nur in der Erde dieses Landes, sondern auch in der Geschichte ihrer Gefühle beerdigt hatten. Natürlich würden die Wunden auch wieder verbunden werden. Sie würden verbunden werden, aber sie würden sich nie mehr schließen, ihre Schmerzen würden für diejenigen, die nicht vergessen konnten, auf immer zu spüren sein ... Das konnte ich sogar damals sehen ...

In so einer Verfassung war es gar nicht leicht, zum Militärdienst einzurücken. Gerade dort wurde mir wieder einmal klar, was für eine starke Waffe Schweigen manchmal sein konnte. Doch ich möchte an diesen Abschnitt meines Lebens am liebsten nicht mehr denken. Ich möchte mich nicht daran erinnern, obwohl ich damals auch lernte, daß ich gewisse Probleme ganz alleine lösen mußte und daß der Mensch in schweren Zeiten in sich selbst eine erstaunliche Durchhaltekraft finden kann. Das Abenteuer meiner ›Fremdheit‹ setzte sich in gewisser Weise dort fort ... Es war ein sehr verletzendes Abenteuer ... Wieder mußte ich mich bestimmten Realitäten stellen ... Selbst die oberflächliche Erinnerung schmerzt den Menschen. Immerhin dauerte dieser Alptraum nur kurze Zeit. Die Gesetze gaben mir nur für kurze Zeit Gelegenheit, mit

den Waffen zu leben, die ich nie akzeptieren werde. Als ich zurückkehrte, hatte ich das Gefühl, aus einer ganz anderen Welt zurückzukehren . . .

Unter diesen Umständen konnte ich mich trotz all meiner Enttäuschungen und Träume immerhin leichter an den Laden und die Geschäftswelt anpassen. Mit der Zeit gelang es mir sogar, dort mit meiner Andersartigkeit nicht mehr aufzufallen. Durch Zusehen lernte ich sogar, ein guter *tavla*-Spieler zu werden, und ich lernte, verschiedene Menschen zu spielen, für den Bankdirektor einen anderen als für einen Lastenträger oder einen Ladenbesitzer. Noch entscheidender war, daß es mir gelang, den Laden, in dem ich einstmals nur ein Besucher und in vieler Hinsicht ein Fremder gewesen war, seinen Regeln entsprechend zu leiten, so daß ich das Geschäft in einer Weise entwickelte, daß ich mich manchmal selbst nicht wiedererkannte . . . Schließlich blieb keine Spur mehr von dem einst einfachen, altmodischen Laden. Genauso wie von den Waren, die immer weniger den Bedürfnissen der Zeit entsprachen . . . Wir importieren jetzt Essenzen für Industrieunternehmen. Ich allein bin der Inhaber und Leiter des Geschäfts. Denn mein Vater ist vor langen Jahren unerwartet am Tisch sitzend an einem Herzinfarkt gestorben.

An jenem Tag habe ich nicht geweint. Wir mußten den Toten sowieso in aller Eile beerdigen. Es war ein Donnerstag. Die Zeremonien mußten unbedingt am nächsten Morgen stattfinden. Denn am Freitagnachmittag wären wir in den Beginn des Schabbath hineingeraten. Freilich hätten wir bis zum Sonntag warten können. Doch meine Mutter bestand aus irgendeinem Grund darauf, die Sache sofort zu Ende zu führen. Mein Vater mußte in der Erde an seiner letzten Ruhestätte Frieden finden. Ich vermute, ihre Worte hatten weder mit dem Glauben noch mit der Tradition zu tun. Wahrscheinlich war sie völlig durcheinander, weil sie diesen Tod nicht aushalten konnte . . . Für mich war es jedoch egal. Ich beobachtete

das Geschehen wie ein Zuschauer. Als wäre der zu Beerdigende nicht mein Vater. Ich stand den Ereignissen völlig uneteiligt, völlig beziehungslos gegenüber. Die Formalitäten waren leichter erledigt, als ich erwartet hatte. Ich trauerte nicht. Ich fühlte nur Bitterkeit. Eine Bitterkeit, die ich mit der Zeit besser verstehen und an einem anderen Platz in meinem Leben einordnen konnte ... Vielleicht dachte ich erstmals an meinen eigenen Tod, vielleicht glaubte ich, daß zwischen uns noch eine Rechnung offen war; vielleicht fühlte ich den Schmerz, auch wenn ich nicht zugab, daß ich durch diesen Verlust gezwungen wurde, noch ein wenig erwachsener zu werden. Ich war nun ein Mann ohne Vater ... Diese Bitterkeit war schließlich da und wurde mir, ob ich es wollte oder nicht, auf bestimmte Weise spürbar ... Die Trauerfeier war trotz der ganzen Hektik und Eile stark besucht. Angesichts dieser Menschenmenge mußte ich zugeben, daß er nach Ansicht vieler Menschen in seinem Umfeld rechtschaffen gelebt hatte. Nachdem die sieben Trauertage vorbei waren, sammelte ich seine persönlichen Sachen im Laden ein. Und genau an jenem Tag geschah es ... An jenem Tag mußte ich plötzlich bitterlich weinen. Sein kleines braunes, in Leder gebundenes Heft, in das er seine Schulden und Außenstände sorgfältig eingetragen hatte, lag in einer der Schubladen des Tisches ... Die Zeit war dort stehengeblieben ... Als wäre dieses Heft die Zusammenfassung seines Lebens ... Wahrscheinlich war das der Tag, an dem ich ihn begrub, endgültig begrub ...

Nach diesem Tag veränderte sich das Gesicht des Ladens schneller. Jetzt gibt es nur noch ein Bild, das von jenen alten Tagen erzählt. Eine kleine Ecke ... Dort stehen die alten Glaszylinder voll Kölnisch Wasser mit Zitronen- und Lavendelduft, die mein Vater so gerne zusammengemischt hatte. Neben diese alten Zylinder legte ich jenes braune Heft. Wer Augen hat, sieht es, wer sich erinnern will, erinnert sich. Warum ich das tat, fragte ich mich nicht. Vielleicht wollte ich mich